

(Nachdruck verboten.)

11) Semper der Jüngling.

Ein Bildungsroman von Otto Ernst.

12. Kapitel.

(Asmus ringt gewaltig mit einem Schüler wegen eines Frosches; er empfängt Rippenstöße, und der gewisse Seybold besteht das Examen.)

Aber schon von der nächsten Stunde ab mußten Münz und Morieuz wieder Listen und Protokolle schreiben, und Asmus sprach mit seinen Schülern, wie ihm der Schnabel gewachsen war. Und sieh, mit einem Male ging alles freier und besser. Wenn er sich nun aus dem Schulmuseum einen Hasen geholt hatte, so erinnerte er sich jenes Lehrers, bei dem er gern gehorcht hatte und der auch nicht immer im Stechschritt des Systems gegangen war. Er sang ihnen vor allen Dingen Lieder vom Hasen vor: —

„Als der Mond schien helle,
Kam ein Häslein schnelle“

und

„Gestern abend ging ich aus,
Ging wohl in den Wald hinaus“

und

„Zwischen Berg und tiefem, tiefem Tal
Sahen einst zwei Hasen“

und nachdem ihnen Herr Lampe mit so vorzüglichen Empfehlungen vorgestellt war, schauten sie ihn mit ganz anderen Augen an. Und als Asmus heraushaben wollte, daß der Hause ein Säugetier sei, da fragte er sie:

„Was für ein Vogel ist denn der Hase?“ Galloh, da gingen sie fast über die Bänke vor Lachen und Weisheit und riefen: „Das ist ja gar kein Vogel!“ und erklärten ihm mit Begeisterung, warum der Hase kein Vogel sei! O Gott, wenn Münz und Morieuz, und gar der Herr Oberlehrer dagewesen wären! Ueberhaupt fand er, daß es den Kindern ein besonderes Vergnügen bereitere, wenn er sich recht dumm stellte und sich dann von ihnen aufklären ließ. Der alte Sokrates kannte seine Leute.

Natürlich stieß er trotzdem noch täglich, ach, stündlich in seinem Fahrwasser auf Klippen, Untiefen und Stromschnellen. Da hatte er ihnen das Märchen vom Froschkönig und dem eiserne Heinrich erzählt. Der Frosch hatte der Königstochter ihren goldenen Ball aus dem Brunnen geholt unter der Bedingung, daß er mit ihr an einem Tische essen und in einem Bettchen schlafen dürfe. Und sie hatte es ihm doch hoch und heilig versprochen. Als nun der Frosch ins Schloß kam, wollte sie ihr Königswort nicht halten. Das ist mit Königsworten öfters so, ist aber unsittlich. Und Asmus wollte entwickeln, daß man sein Wort halten müsse, und wenn es auch noch so schwer sei.

„Warum wollte sie denn nicht mit dem Frosch zu Bett gehen?“ fragte Asmus einen Schüler.

„Ich weiß nicht,“ sagte der.

„Möchtest Du denn einen Frosch im Bett haben?“

„Ja!“ rief das Bürschchen begeistert.

„hm. Das war ein unerwartetes Hindernis. Aber Asmus befand sich. Vielleicht sprach das Kind so aus ethischen Erwägungen. Es meinte wohl im stillen: wenn ich es versprochen hätte.“

„Schön,“ fuhr der Magister fort, „Du möchtest also bei einem Frosch schlafen. Aber doch nur wann?“

„Immer!“ versetzte strahlend der Gefragte.

„hm. Wie sollte man diesem perversen Individuum die Moral der Geschichte begreiflich machen? Man mußte einfach die Segel streichen. Der kluge Magister begriff erst später die Freude der Kinder an allem Spiel mit den Tieren.“

Aber solche und ernstere Schwierigkeiten erhöhten gerade die Lust an der Arbeit, und er widmete sich ihr auch mit so viel körperlichem Eifer, daß er infolge des vielen Sprechens von einer Heiserkeit in die andere fiel. Ueberdies kam der erkrankte Lehrer nicht wieder, aus den acht Wochen wurde ein Vierteljahr, aus dem Vierteljahr ein halbes. Asmus hatte morgens eine Stunde weit zur Schule und ging mittags denselben Weg zurück. Dann aß er eilig zu Mittag und

ging abermals zur Schule, um den Nachmittagsunterricht zu erteilen. Danach begab er sich von der Schule ins Präparandum, und abends hatte er eine gute Stunde nach Hause. Dann erst konnte er an seine Präparationen für Schule und Präparandum gehen. Das machte etwa elf Stunden Arbeit und fünf Stunden Marsch. Aber Asmus war noch immer tief davon durchdrungen, daß der Schlaf ein eingebildetes Bedürfnis sei, eine Ueberzeugung, die er bald genug ablegen sollte. Einstweilen aber ging er nicht nur jeden Sonnabend zu Hochholm ans Klavier, er machte auf seinen Wanderungen auch noch Gedichte, die den Beifall Lauras, nämlich Fräulein Wieselins, und der beiden Leonoren fanden.

Nur einen Menschen gab es, dem die vielfältige Beschäftigung Asmusens Sorge machte, und das war seine Mutter. Nicht, daß sie für seine Gesundheit gefürchtet hätte, — seine vollen, roten Wangen ließen solche Befürchtungen nicht aufkommen, — nein, sie bangte wegen des bevorstehenden Abgangs-Examens. Im nahen März sollte Asmus ins Seminar übergehen, und sie fürchtete, daß er sich bei so viel Arbeit nicht ordentlich vorbereiten könne und dann womöglich durchfalle. Und sie schickte heimlich einen Seminaristen aus der Bekanntschaft ab, der sich bei einem Lehrer des Präparandums nach den Aussichten ihres Sohnes erkundigen sollte. „Zu Hause sagt der Bengel ja nichts,“ klagte sie. „Er macht auch Gedichte; aber meinen Sie, er zeigt sie uns? Wenn ich nicht mal eins in seiner Schublade finde, erfahren wir nichts davon.“

Seine Gedichte zu Hause zeigen, — nein, das brachte Asmus nicht über sich. Eine Scham, die er sich selbst nicht deuten konnte, hielt ihn davon zurück. Wir mögen auf der Gasse nicht im Nachtgewand und daheim nicht in der Toga palmata (im Staatsgewande) erscheinen.

Seiner geheime Emissär geriet an den Lehrer für deutsche Sprache und Literatur, einen großen Mann mit einer prachtvollen Römerglase und energischen Zügen, die lieber dem Spott als der Liebenswürdigkeit dienten. Er maß den Frager von oben bis unten mit höhnischem Blick und sagte dann: „Ja, wenn wir den durchfallen ließen, wen sollten wir dann bestehen lassen?“

Dieser Bescheid beruhigte Frau Rebekka einigermaßen, aber keineswegs vollständig. Als der erste Tag des schriftlichen Examins anbrach, strich sie unaufhörlich mit lieblosenden Händen an ihrem Sohne auf und ab, als ginge er den Weg zum Schafott und kehre nicht mehr zurück. Als ihn acht Tage später der Mann mit der Römerglase auf die Seite genommene und mit spöttischem Lächeln gesagt hatte: „Ich gratuliere Ihnen. Sie haben den besten Aufsatz geschrieben,“ da brachte er fliegenden Laufes wie der Bote von Marathon seiner Mutter die Nachricht, damit sie sich beruhige. Und wirklich wurde sie etwas ruhiger.

Ludwig Semper konnte zu der Unrast Rebekkas immer nur lächeln. „Du bist nicht geschick“, sagte er kopfschüttelnd und blickte zum Fenster hinaus in die Ferne.

Asmus aber war aus Sicherheit und Unruhe wunderbar gemischt. Er pflegte weder sich noch anderen Demutswäusen vorzumachen und sagte sich wohl: „So viel wie die anderen weiß ich auch“; aber alles Leben, das er noch nicht kannte, stellte er sich als Wunder vor, als gutes oder schlimmes Wunder, und das Examen rechnete er vorläufig zu den schlimmen. Er dachte es sich im Grunde als eine Lotterie, die der Zufall entschied; er stellte sich vor, daß Dr. Korn, der als Direktor natürlich alles wußte, oder Herr Stahmer, der ebensoviel wußte, ihm die abenteuerlichsten Fragen vorlegen könnten, die schwersten Fragen, an die er nie gedacht, und dann war ihm ungefähr zu Mute wie dem armen Gretchen beim dies irae.

Vielleicht war er der unruhigste von allen Examinanden. Sein Blaynachbar Seybold z. B. schrieb im schriftlichen Examen einfach alles nach, was er mit seinen vortrefflichen Augen von Sempers Schriftstücken ablas, und war darum viel ruhiger als dieser. Ja, dieser Jüngling setzte ein so heikres Vertrauen in die Kräfte seines Nebenmannes, daß er noch unmittelbar vor der naturgeschichtlichen Prüfung im Bücherschrank der Klasse von möglichst dicken Wälzern nach dem System „Mausefalle“ einen babylonischen Turm er-

richtete, der bei der geringsten Erschütterung durch die angelehnte Schranktür ins Zimmer stürzen mußte. Der Campanile brach denn auch mit wunderbarer Präzision und furchtbarem Getöse zusammen, als Papa Hamann gerade die Frage von den Monocotyledonen und den Dicotyledonen diktierte. Natürlich mußte Asmus Semper wieder prusten, und als Papa Hamann ihn lachen sah, sagte er:

„Themper, thie gehen mit einem geradethu thträflischen Reichthhinn inth Ekthamen!“

In der mündlichen Prüfung war Seybold freilich erheblich unruhiger, und wenn der Examinator sich seinem Plaze näherte, stieß er Sempern so heftig in die Rippen und trat ihm so deutlich auf den Fuß, damit er ihm aushelfe, daß Asmus noch drei Tage nachher die blauen Flecke beobachten konnte. Nun konnte er zwar nicht einblasen, wenn er sich nicht selbst ans Messer liefern wollte; aber der gute Seybold bestand trotzdem, und Asmus stellte ernste Erwägungen darüber an, warum man eigentlich Examina vornähme, wenn auch die Seybolde durchkämen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Herr von Kaarnajärvi.

Von Juhani Aho.

Aus dem Finnischen übersetzt von Laura Feil.

(Fortsetzung.)

„Was? Ihr untersteht Euch noch zu brummen? Falls Ihr noch ein Wort sprecht, seid Ihr auf der Stelle entlassen! Marsch fort mit dem Geschirr, sage ich!“

Er stand im Flur und wies dem Mädchen mit ausgestrecktem Arm den Weg. Es stürzte mit einem Seufzer an ihm vorüber in das Zimmer und Hellman folgte ihm dicht auf den Fersen. Jeden Augenblick fürchtete die Magd, er würde sie bei den Haaren packen; aber sie kam noch glimpflich davon, der Herr vergriff sich nicht an ihr tätlich, da Pulkkinen gerade wieder in die Stube zurückkehrte.

„Nun, was hat er gesagt?“ fragte Hellman begierig.

„Er hat gesagt, daß die Geschichte Sie auf hundert Mark kommen kann, ja, daß Sie sich überhaupt noch gratulieren können, wenn man Sie nicht gar dafür hinter Schloß und Riegel setzt.“

„So? . . . Unsinn! Was ihm nicht einfällt! Der Kerl weiß nicht, was er redet! Er lügt! Er will mir nur Schreck einjagen.“

„Na, einer vom Gericht muß doch so was wissen, meine ich.“

„Er weiß davon grad so wenig, wie jeder andere. Es kann allerhöchstens fünfzig Mark Strafe kosten. Er spricht vom Einsperren? . . . Sehr gut! Davon ist gar keine Rede . . . Das kann er mir nicht weismachen!“

Aber Hellman war in dieser Hinsicht seiner Sache doch nicht ganz so sicher, als er Pulkkinen glauben machen wollte, und aus seinen Augen sprach mehr und mehr ein banges Angstgefühl.

Pulkkinen erhob sich, um zu gehen.

„Höre, Pulkkinen,“ hielt ihn der Gutsbesitzer zurück. „Bleib noch eine Weile. Auf wie hoch, hat er gesagt, kann sich die Strafe belaufen?“

„Er hat gesagt, auf die Beleidigung einer Behörde stehe hundert Mark Strafe. Diese könne aber auch, je nachdem, bis auf viele tausend Mark erhöht werden, und manchmal sei sogar die Sache mit einer bloßen Geldstrafe nicht abgetan.“

Dem Gutsbesitzer sträubte sich das Haar zu Berge, und um seine Mundwinkel zuckte es gerade so, als ob er weinen wollte. „Hundert Mark bis tausend Mark Geldstrafe! Eintausend Mark Strafe und . . . am Ende obendrein noch eingesperrt werden!“ rief er einmal über das andere! „Aber vielleicht haben sie mich mit der Vorladung nur schreden wollen! Glaubst Du, Pulkkinen, sie meinen es ernst mit der Vorladung? Om?“

„Das habe ich den Herrn Beamten selbst schon gefragt und er erklärte, daß es den Leuten mit der Klage vollkommen ernst sei.“

„Was? Sie wollen mich wahrhaftig im Ernst klagen? Na ja — natürlich wollen sie's! Natürlich wollen sie mir was anhaben! Diese Wolfsbände! Straßenräuber sind sie alle mitammen!“

„Der Beamte hat gemeint,“ suchte Pulkkinen den Hausherrn zu begütigen, „daß die Herren geneigt wären, sich die Sache vielleicht noch einmal zu überlegen, wenn man sich's ihnen gegenüber etwas kosten lassen wollte.“

„Sich's etwas kosten lassen?“

„Ja, sonst nicht . . . sonst nicht!“

„Sonst nicht? Natürlich! Sonst nicht! In der Tat! — Und mit einer kleinen Summe würden sie sich nicht einmal zufrieden geben! Ich kenne sie! Sie wollen gleich einen ordentlichen Griff machen, wenn sie einem schon einmal über den Beutel gehen! Die reinen Wölfe . . . Wölfe sind sie! Nichts anderes!“

„Aber mit einem hübschen Griff in den Beutel könnten Sie doch die ganze Geschichte vertuschen.“

„Sieber laß ich's d'rauf ankommen, daß sie mich einsperren!“ „Ja, man kann wirklich nie vorher wissen, wie so eine Sache bei Gericht ausgeht.“

„Ich weiß sehr genau, wie die Sache ausgehen wird. Sie werden mich nicht schonen! Sie hassen mich alle schon von lange her und verstehen sich auf alle Kniffe, wie Winkelstreiber. Zum Henter! Eine schöne Bescherung! Eine schöne Bescherung!“

Und laut fluchend rannte er dröhnenden Schrittes von einem Zimmer ins andere. Mehr als einmal schiedte sich Pulkkinen zum Gehen an, Hellman ließ ihn nicht fort.

„Was hast Du denn solch' verteuflerte Eile?“ rief er. „Du verjämst ja daheim nichts. Wart' noch ein bißchen . . . Geh' noch nicht . . . Kann Du Dich nicht niedersetzen, Mensch?“

„Wär's nicht wirklich das Gescheidteste, Herr, Sie würden versuchen, sich mit ihnen auszugleichen?“ hub Pulkkinen von neuem an.

„Gewiß, es wäre das Beste! Wahrhaftig, es wäre das Beste! Geh', Pulkkinen, und laß einspannen . . . sofort soll er einspannen . . . Na, eine schöne Bescherung!“

Alle im Hause, und nicht zum mindesten die Dienstmagd, staunten nicht wenig, als sie jetzt den Herrn ganz still und zahm in den Hof hinaustraten sahen. Kein Schreien und Zanken gab's, kein Wetzern und Dreinschlagen, wie sonst immer beim Fortfahren. Wie ein gebrechlicher Greis trottete er über den Hof, und als er sich in den Schlitten setzte, ächzte er wie ein Kranker.

„Gib mir die Zügel,“ befahl er dem Wurschen in sanftem, beinahe bittendem Tone, und matt und müde, wie mechanisch, lenkte er eigenhändig das Pferd.

„Wie ein begoffener Pudel schaut er aus,“ raunte der Knecht Pulkkinen zu, als sie gemeinsam dem Gutsbesitzer nachblickten.

Hellman fuhr immer langsam des Weges fort und hielt sich für den unglücklichsten Menschen von der Welt. Man haßte, man verfolgte ihn . . . man hatte sich gegen ihn verschworen. Und wenn einer erst etwas gegen ihn aufbrachte, würden alle anderen dann auch gleich über ihn herfallen! Grund dazu findet sich ja leicht, wenn man einen finden will. Der beste Mensch von der Welt hat unter solchen Machinationen zu leiden, wenn er sich erst mit Intriganten und Advokaten einläßt.

Jetzt mußte er eine Strecke weit über Eis hinfahren, und ein scharfer Wind trieb ihm nadelspitzes Schneegegräupel ins Gesicht und in die Ohren. Der Wind kam von der Seite her, so daß er ihm zuerst die rechte Schulter, dann die ganze Seite durchkälte, schließlich bis zur linken vordrang und nach und nach den ganzen Körper erstarren machte.

Das Schneegegräupel durchnähte ihm den Pelztragen, und die eisigen Tropfen rannen ihm in den Hals hinein über Rücken und Brust. Es durchschauerte ihn, und er zitterte so heftig, als wollte er alle Glieder von sich abschütteln.

Das böse Gewissen machte sich den jämmerlichen Körper- und Seelenzustand des armen Schelms zunutze und fing sich plötzlich zu regen und zu rühren an, so lebendig, als ob es körperlich aus der Tiefe des Schlittens emporgestiegen wäre. Nach und nach gelang es ihm, in gähnende Abgründe seines Lebens hineinzuleuchten, und aus diesen Abgründen stieg so manche Tat empor, an die er lange nicht mehr gedacht oder die ganz aus seinem Gedächtnisse verschwunden war. Unter anderem sah er manch blinkenden Silberrubel, manch zernitterte Banknote, die er geschickt in seiner Tasche hatte verschwinden lassen, so oft er hinter dem Jähltisch des Handelsrates von Uleaborg gestanden hatte. Der Handelsrat war ja ein reicher Mann, hatte sich Hellman damals gedacht, und ein paar Silberlinge mehr oder weniger spürte er nicht. Auch hatte der Rächer droben ihn nie irgendwie darob zur Rechenschaft gezogen, wie ihm einfiel. Aber sollte er jetzt vielleicht damit beginnen?

Wie, wenn er ihn das fremde Gut nur eine Weile hätte behalten lassen, um es jetzt nur um so kategorischer einzufordern? Vielleicht wollte er gar nun gleich über alles miteinander mit ihm abrechnen!

Hinter den Silberrubeln und den zernitterten Banknoten kamen dann auch noch andere kleinere Betrügereien im Pferdehandel zum Vorschein. Endlich klangen ihm auch alle seine harten Worte zu Hülflosen und Bedürftigen jetzt dröhnend im Ohr wieder, und ein ganzer Schwarm undeutlicher, in Lumpen gehüllter Schatten stieg vor seinem Geiste mahnend empor.

All das versetzte ihn in eine jämmerliche Stimmung. Er gab sich die größte Mühe, das mahnende Gewissen zum Schweigen zu bringen, doch je mehr er dies versuchte, desto deutlicher nur umkreisten ihn die gespenstigen Gesichter. Endlich redete er sich selbst zu: Es will Dir nur jemand mit Gewalt Schreck einjagen, aber Du wirst diesem Jemand schon zeigen, daß Du Dich nicht fürchtest!

Sein Vorsatz und sein energisches Kopfaufwerfen nützten ihm indes nichts. Je fühlbarer die Kälte wurde, je spitzer der Schneeregen ihn ins Gesicht stach, desto mehr erzitterte seine Seele und desto feiger wurde er.

Er war der festen Ueberzeugung, daß der „Rächer“ endlich die Hand auf ihn gelegt und alles eigens ins Werk gesetzt habe, um ihn zu vernichten.

Ja, es war kein anderer, als der Rächer selbst, der ihn so sehr mit Blindheit geschlagen, daß er damals die ganze Versammlung in der Gemeindestube hatte insultieren können! Dadurch hatten nun seine Feinde Macht über ihn gewonnen.

Und jetzt suchte er in seinem Innern instinktiv nach irgendetwas, das zu seinen Wünschen sprechen könnte bei dem himmlischen Strafgericht. Er suchte lange und lange und fand nichts, aber endlich überbrachte er doch in den Höhen und Falten seiner Seele eine gute Tat auf, die er einst jemandem erwiesen hatte. Und da er endlich solch ein Mittel der Verteidigung doch gefunden hatte, ließ er es gar nicht mehr los, hielt es frampfhaft in Händen und suchte damit wie mit einer Vogelscheuche.

Einst hatte er nämlich ein altes Bettelweib irgendwo auf seinem Wege in seinen Schritten aufgenommen und dadurch vor dem Erfrierungstode bewahrt. Das alte Weib, das sich schon stundenweit über einen verschneiten Weg geschleppt, wäre vielleicht wirklich bald in Eis und Schnee erstoren, wenn Hellman es nicht auf den Rutschhock hätte aufsteigen lassen und ihm nicht eine warme Decke zum Schutze gereicht hätte.

Ja, das hatte er getan! Er hatte die Alte sogar in sein Haus mitgenommen und dort etwa vierzehn Tage lang gepflegt. Und dabei war sie nicht einmal eine Arme aus seiner Gemeinde, sondern von weither, vom Golf von Bothnia, Hellmans engerer Heimat, von der sie dies und jenes neue zu erzählen wußte.

Freilich war das alte Weib auch nebenbei eine treffliche Wäscherin gewesen und hatte während der vierzehn Tage ihrer Anwesenheit auf dem Hofe für den Gutsbesitzer und sein Haus fleißig gearbeitet — aber eine Suttat bleibt immer eine Suttat, und die feine blieb es nichtsdestoweniger auch, denn er hätte ja damals unter den eigenen Pächterfrauen genug Wäscherinnen finden können.

Während er sich all dessen erinnerte, gewann er allmählich sein Selbstgefühl wieder, und die gespenstigen Schatten verflogen nach und nach. Und jetzt hatte er auch endlich das Eis überquert. Der Gaul, der sich bis dahin mühselig durch die Schneewehen hatte durcharbeiten müssen, zog plötzlich den Schlitten im Galopp über den Damm, so daß die Schellen lustig klackten. Hellmans böse Gedanken zerstreuten dabei in alle Winde.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Blauveilchen.

Von Eduard Doppel.

Zu unseren anmutigsten Lenzblumen gehört zweifellos das Veilchen. Es blüht — der Name „Märzveilchen“ sei Bürge! — bereits im März oder doch spätestens um die Zeit, da sich der März in den April verwandelt. Unsere Dichter besingen denn auch den Frühling, wenn sie vom Veilchen, und das Veilchen, wenn sie vom Frühling singen. Aber so trefflich und kurz wie Ludwig Uhland haben nur wenige Lenz und Blauveilchen in Beziehung gebracht. Man vergleiche sein „Lob des Frühlings“:

Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Amfelschlag,
Sonnenregen, milde Luft!
Wenn ich solche Worte singe,
Brauchst es da noch großer Dinge,
Dich zu preisen, Frühlingstag?

Es ist nicht allein der Duft, der uns das Blümlein so gefällig macht, sondern sein ganzes Wesen. Es liebt sein stilles, beschauliches Plätzchen: an einem Gemäuer, unter bedachendem Strauchwerk, hinter schattigen Hecken ist sein liebster Standort. Wo es geht, bettet es sich sogar in einen wärmenden Moosteppich. Und dann weiß auch die Großmutter so schöne Dinge vom Veilchen zu berichten, z. B. daß aus den frischen Blüten der Veilchensyrup hergestellt, den man als kühlendes Arzneimittel bei gar mancherlei Kinderkrankheiten mit wunderbarem Erfolge anwendet! Mit diesem Syrup könne man aber auch Zuckerwaren färben, und der Chemiker weiß, daß diese Brüche just wie Lakmuskintur als Erkennungsmittel von Säuren und Alkalien dienen kann.

Die Wurzeln der Veilchen enthalten das sogenannte Violin, einen erbrechenregenden Stoff. Die jungen Mütter dürfen darüber aber nicht erschrecken. Denn die Veilchenwurzeln, die sie ihren Kleinen um den Hals hängen, damit sie darauf beißen und so den Durchbruch der Zähne befördern sollen, stammen nicht von einem Veilchen her, sondern sind die getrockneten, wohlriechenden, weichen Wurzeln der florentinischen Schwertlilie; im Handel führen sie den gelehrten Namen „Rhizoma Iridis“.

Das Veilchen ist ein recht eigenartiges Pflänzlein, mit dem man sich stundenlang befassen kann. Aber wir werden in einer Viertelstunde schon allerlei erfahren, was unser Interesse an der Sippe der Veilchen wesentlich steigern wird. Damit wir nicht nur durch trockenes Dozieren, sondern auch durch lebendiges Schauen die nähere Bekanntschaft mit dem Blümlein machen, bitte ich den Leser, mit mir in meinen Garten zu kommen. Wir hätten zwar ebenso gut an eine alte Gartenmauer eines Vorortes wandern können, haben es aber diesmol bequemer im Garten. Im Eck unter noch dürr und kahl dreischaubenden Himbeerhecken, neben grade ergrünenden Sprossen des Pfefferminzkräutes und mächtig treibenden Sauerampferbüscheln, hinter denen sich das lauchartige Laub einer Wisamhyazinthe verbirgt, entdeden wir einen wilden Plan Veilchenstode. Zwischendurch lugen winzige weiße Spigen, wie Erdböhren

oben gedreht, die ersten Triebe von Maiblümchen. Die silberfarbenen Samtblätter des Ziest (*Stachys lanata*) bilden den Abschluß. Man sieht, diese Flora, die sich hier vom vorigen Herbst über den bitterkalten Winter in den jungen Lenz herübergerettet hat, ist gar nicht so arm und eintönig. Zwischen den alten dunkelgrünen Blättern der Veilchenstode leuchten die hellgrünen, noch gelblich angehauchten Jungblättchen der neuen Generation, und gleichzeitig mit ihnen haben die zierlichen Blütenknospen ihre Köpfechen vorgestreckt. Die Mutterpflanze hat im vorigen Jahre lange Triebe in die Umgebung gesandt, und diese Ausläufer haben in einiger Entfernung festen Fuß gefaßt, „Wurzel geschlagen“, und die Unterlage für ein neues Stöcklein gebildet. Das kommt nun zur Entwicklung. Der Botaniker bezeichnet eine Vermehrung durch solche Ausläufer als ungeschlechtliche im Gegensatz zur Samenvermehrung nach der Blütenbefruchtung. Wir werden später sehen, daß gerade für das Veilchen die ungeschlechtliche Vermehrung von besonderem Vorteil ist. Aber die Ausläufer sind auch die Erhalter des Lebens, wenn das Veilchen auf die Wanderschaft gehen will — oder muß. Daß es wandern kann, das hat uns der Dichter Friedrich Förster besungen. Er erzählt vom Blauveilchen, das eben erst ein Veilchen gestanden im Tal am Bach! Und dieses Blauveilchen war in seiner jungen Unersahrenheit nicht zufrieden mit dem sicheren Heim und wollte „höher hinaus“. So klettert es auf den nächsten Hügel. Aber das ist ihm noch nicht genug. Und: Aus dem Hügel, wo es stand, zieht es mit eigener Hand ein Veilchen nach dem andern und begibt sich aufs Wandern. Da kommt es auf den Berg, wo es den lieben Sonnenschein hat, aber der Alpenrieze ist doch noch viel höher als der Bergzwerge, denkt es, und so begibt es sich noch einmal aufs Wandern — hinauf auf die Alp:

... Die Reise macht diesmal viel beschwerer,
kein Weg, kein Steg war ringsumher;
dem Veilchen flimmert's vor dem Blick,
es schwindelt, es kann nicht wieder zurück,
da setzt es die letzte Kraft noch dran —
zum Tode ermattet kommt's oben an.
Ach, da war der Boden von Stein,
kann mit den Füßchen nicht hinein.
Der Wind, der bläst so hart,
das Veilchen vor Frost erstarrt;
es zappelt mit allen Würzlein,
bedeckt sie mit dem grünen Schürzlein,
friert sehr an Händen und Beinen;
da fängt's bitterlich an zu weinen.
Die blauen Wädelin werden weiß,
die Thränen zerrieren darauf zu Eis.
„Ach, wär' ich geliebten im Tale dort!“
Das war Blauveilchens letztes Wort.
Darauf sank es um
und blieb stumm. . . .

Es ist ein feines Gedicht und viel Wahrheit liegt darin. Und soweit vom Wandern des Veilchens die Rede ist, ist es nicht einmal eine Fabel, so schön der Dichter es auch darstellt. Das ist es ja, was uns so wunderbar anmutet: die Pflanze wandert! Nun ja, sie tut es auf ihre Art, aber sie wandert doch. Wir aber glaubten nur immer, sie sei festgewurzelt und dazu verurteilt, unterzugehen, wo sie geboren wurde. Betrachten wir unseren Veilchenplan im Garten doch einmal ein wenig aufmerkamer! Einst waren es nur drei einzelne Stöcklein, die ich am Fuße einer Ruine der ehemaligen Grafen von Katzenellenbogen bei Dornburg ausgehoben und unter die stillen Himbeeren, unter die Waldfindlinge und Maiblumen gepflanzt hatte. Heute läßt sich die Schar der Nachkömmlinge nicht mehr zählen. Mehrere Hundert sind bereits ausgewandert; viele davon haben sich nach langem Hin und Her endlich einige zwanzig Meter weit unter dem Schatten einer feuerblütigen Rotdornhecke angesiedelt und von da sind neuerdings junge Truppen in den Schutz eines Pfirsichbaumes gekrochen. So haben sie sich in kaum zehn Jahren ein großes Reich erobert, ja einige sind gar in des Nachbarn Garten desertiert, trotz des bald zwei Meter hohen Zaunes! Sie haben den Weg schon untendurch gefunden!

Viel rascher würden die Veilchen auswandern, würden sie ihrer Schattenspende beraubt. Füllen wir z. B. die Rotdornhecke — was geschehen wird, wenn die freien Spalten, die in jedem Frühjahr die fastigen Blütenknospen aufspiken, nicht baldigst Veresterung geloben — so rücken die Blümlein, die sich bislang in ihrem traulichen Halbschatten wohlgeföhlt haben, schleunigst aus und gönnen sich erst wieder Ruhe, wenn sie ein neues passendes Plätzchen zu gedeihlicher Entwicklung gefunden haben. Anderenfalls werden sie ein Opfer des Uebermaßes an Sonne.

Im Halbschatten gedeiht das Veilchen am besten. Wohlverstanden, im Halbschatten! Denn im Dunkel vermag auch das Veilchen, bei all seiner Bescheidenheit, nicht zu leben. Ueberhaupt: Bescheidenheit! Es ist gar nicht wahr, was die alten Botaniker lehren und die Dichter preisen, das Veilchen ist nicht bescheiden, kann und darf es nicht sein. Alle Bescheidenheit im Leben ist entweder Dichtung oder Dummheit. Das Leben und die Bescheidenheit liegen im ewigen Kampfe miteinander. Die Natur vollends kennt nicht einmal den Begriff Bescheidenheit. Man betrachte nur meine Gartenveilchen! Hier zwischen den Himbeeren stecken sie in ziemlich hohem Grase. Aber es fällt ihnen gar nicht ein, sich dazwischen zu verbergen. Im Gegenteil, die Stengel der Blätter und Blüten treibt das Bläulein

Hier zwanzig, dreißig, ja vierzig Zentimeter lang, nur um die grünen Blattstrecken und blauen Blütenkronen dem Lichte und der Luftströmung näher zu bringen! Im kurzgrasigen Rasen freilich bleibt auch das Weilchen nieder. Es braucht da nicht in den Himmel zu wachsen, es hat Licht, so viel es bedarf. Aber in einer Umgebung, die das Pflänzlein zu überwuchern droht, wehrt es sich seiner Haut und wächst den anderen über den Kopf. Da hört das „Blühen im Verborgenen“ auf.

Gebracht es dem Weilchen an Wasser, so wandert es ebenfalls aus, und wir sind verblüfft, wie rasch und sicher es den rechten Weg findet. Die Ausläufer wenden sich ohne Zögern dorthin, wo der Boden feuchter ist. Man bringt das mit dem Spürsinn der Wurzeln in Zusammenhang und sagt: die Wurzeln „empfinden“ die Wassernähe. Alle Versuche, diese Erscheinung erklärlich zu machen, sind jedoch noch wenig überzeugend. Aber die Pflanzen geben uns ja noch mehr Rätsel zu lösen!

So ein Rätsel bietet uns sofort wieder das Liebesleben des Weilchens. Die duftigen blauen Blüten verwelfen nämlich, ohne Früchte zu bringen und stellen so die ganze Naturordnung auf den Kopf. Erst später entstehen aus kurzen Stielen in den Blattachseln neue Blüten, die Samen entwickeln. Aber diese Blüten haben mit den hübschen Blauweilchen gar keine Ähnlichkeit. Ihr Kelch bleibt geschlossen, die Blüte schämt sich gar, ihr Gesichtchen zu zeigen; schließlich beobachtet man, wie sich der kurze Stiel neigt und innen, im geschlossenen Kelch reift der Same. Die Befruchtung muß also in der verschlossenen Blüte erfolgt sein. Der Botaniker nennt diese allen Regeln widersprechenden Blüten Kleistogam (kleistos = verschließbar, gamein = heiraten). Ein besonderes Merkmal solcher Kleistogamer Blüten ist die Verkümmern oder das gänzliche Fehlen der Blumenblätter, die durch Duft, Farbe oder Honig die Insekten anlocken könnten. Was an Blumenblättern ausgebildet wird, hat lediglich die Bedeutung einer Schutzhülle für die Pollen und Stempel, die im Reifestadium die Autogamie betreiben. Was sollten auch die lösspieligen Aufwendungen an Farbe, Honig und Duft nütze sein, da doch gar kein Insektenbesuch gewünscht wird?

Wir sehen, das Weilchen kann uns mancherlei Lehren. Neue Schwierigkeiten finden wir, wenn wir seinen Duft bestimmen wollen. Unsere Definition wird schließlich nicht viel anders lauten als: es duftet nach — Weilchen! Der Gelehrte zählte diesen Duft zu denen, die von aromatischen Körpern ausgehen, zu den benzoloiden Düften. Aber wir wollen hier keine chemische Analyse versuchen, sondern die merkwürdige Tatsache feststellen, daß der Weilchenduft gar nicht so selten ist. Denn manche Leblojen, Goldblase, Nachtviole, der herbstliche gefranste Enzian, die Frühlingsknotenblume, der grünblumige Seidelbast, die blaue Seerose des Nils, die fleischfressende Sarrazene und viele andere duften jaust ebenso wie das Weilchen „*viola odorata*“.

Interessant ist, daß nahe Verwandte des Weilchens, z. B. das bekannte gelbe Stiefmütterchen, auf das vollkommenste zur Insektenbestäubung eingerichtet sind. Ohne diese Einrichtung hätten unsere Gärtner niemals die gewaltigen Züchterfolge mit dem Stiefmütterchen, das die Urahnin aller unserer Gartenstiefmütterchen ist, gehabt. Man sieht aber, wie grundverschieden die wichtigsten biologischen Vorgänge innerhalb verschiedener Arten einer und derselben Familie sein können und mag daran auch neue erkennen, wie mannigfaltig und vielgestaltig die Kräfte der Natur wirken und walten, formen und gestalten.

Kleines feuilleton.

Kulturgeschichtliches.

Wie die Menschen bauen lernten. Jedes Volk hatte seine Urzeit; in den Völkern, die wir die „wilden“ bezeichnen, können noch jetzt Urzustände und Ursfähigkeiten gefunden werden, die uns an die vorweltgeschichtlichen Menschengeschlechter erinnern. So hatten sich z. B. Völkerstämme von Neuholland an einer Ausstellung beteiligt; sie stellten aber nichts aus als — hölzerne Waffen. Außer diesen lieferten sie noch aus Gras geflochtenebeutel, in denen sie ihren Vorrat unterbringen. Die Kunst zu bauen kannten auch sie nicht. Sie ahnten kaum die schüchternsten Anfänge derselben. Im nördlichen Neuholland, das keinen Winter, sondern statt dessen eine monatelange Regenzeit hat, verschafft sich der Australneger durch das Graben eines großen Loches, das er mit Reisig bedeckt, einigen Schutz. Er schmirt seinen Körper mit Fett, setzt sich auf dieses Reisig und läßt das Wasser an seinem Körper hinunter in die Grube laufen. In den nordischen Gegenden reichten jedoch diese Schlammfellerbauten den Urmenschen schon nicht mehr aus. Sie verstanden zwar auch, keine Häuser zu bauen, aber die Natur kam ihnen zu Hülfe. Sie bot ihnen in den Gebirgen eine Menge Höhlen. Hier wohnten sie mit ihren Familien unter einem schützenden Dach. Die Höhlen reichten mit der Zeit nicht aus. Die Menschen waren gezwungen, dieselben künstlich herzustellen. Eine Kaffende Spalte wurde der Einwirkung des Feuers ausgesetzt, gegen den heißen Stein Wasser gegossen, so daß er barst und Stücke herunterbrach. Ein merkwürdiges Exemplar einer solchen künstlichen Felsenhöhle fand man im südlichen Württemberg. Dort steht irgendwo ein Stein am Berghang, der

auf die beschriebene Weise künstlich ausgehöhlt ist. Nur die Außenseiten blieben stehen, wie die Schalen eines hohlen Eies. Im vorderen Teile deuten eine Anzahl geschwärzter Steine den Feuerherd an, der hintere Teil des Raumes ist hoch und schwer zu erklimmen. Aber auch in den ebenen Teilen schleppten sich die Urmenschen einen Haufen Steine zusammen, wie man sie als Feldsteine im Freien findet. Diese Steine, welche in der Eiszeit auf schwimmenden Schollen von den nordischen Gebirgen heranglitten, trieben über den damals noch unter der Meeresfläche liegenden Norden Deutschlands und sanken infolge des Verschmelzens des Eises zu Boden. Es sind dies die heutigen „erratischen Blöcke“. Solche Blöcke wälzten die Urbewohner Germaniens in einen Kreis zusammen und überdachten den damit eingeschlossenen Raum mit flachen Steinen. Derartige Höhlen wurden mehrere im westlichen Schlesien entdeckt. Anfänglich hielt man sie für Heiden- oder Hünengräber, denn sie waren diesen von außen gleich. Höhlenhäuser fand man auch in Mecklenburg, aber sie unterscheiden sich wesentlich von den beschriebenen. Hier hat man zwar auch einen Berg aus Erde, um darin zu wohnen, aber der feste Unterbau, zu dem der Erdberg nur die Umhüllung bildete, war aus Holz.

Aus diesen Höhlenwohnungen von Erde, Stein und Holz entstanden durch sorgfältigere Aufschichtungen der Wände allmählich die Häuser. Von dem Trieb befeelt, die Form der Steine im Lehm nachzumachen, um auf diese Weise dünnere und schlankere Lehmwände zu gewinnen, formte man später große Backsteine, die an der Sonne getrocknet wurden. Uralt ist die Ziegelbereitung. Schon im frühesten Altertum wurden die Juden in Ägypten und Babylonien zur Ziegeleibereitung gezwungen. In Babylonien wurden sogar die Toten in tonernen Särgen bestattet. Diese bestanden aus einer wohlgebrannten oberen und einer unteren Hälfte. Nachdem der Tote zwischen beiden eingeschlossen, verschmierte man die Ritzen sorgfältig mit Lehm und setzte das Ganze wieder dem Feuer aus. Einen solchen Sarg konnte man einfach aufs Feld stellen.

Weniger rasch konnte sich das eigentliche Holzhaus entwickeln. In Japan und Norwegen wurden nicht nur die Land- und Wohnhäuser, sondern auch die öffentlichen Gebäude aus Holz hergestellt. Gleichwohl konnte dasselbe den Lehm- wie den Bruchstein nicht verdrängen, denn eine Wand von Holz kann sich an Dauerhaftigkeit mit der eigentlichen Mauer nicht vergleichen. Man suchte durch Anwendung härterer Stämme die Lehmverklebung überflüssig zu machen. Mit besseren Instrumenten als die Urmenschen versehen, schleppte man gerade glatte Stämme zur Baustelle und legte je einen Stamm der Länge nach horizontal auf den anderen, bis die Wand hoch genug war. Um den Stämmen den nötigen Halt zu geben, baute man die viereckigen Häuser derart, daß die beiden Seitenwände die Vorder- und Hinterwand gewissermaßen durchschnitten, so daß die Balkenköpfe aller vier Enden über die Eden hinausragten. So entstand das Blockhaus. Die Pfahlbauten waren auf folgende Art errichtet. Man rampte nahe am Ufer in seichtes Wasser roh zugespitzte und am Feuer geschwärzte Pfähle, welche in regelmäßigen Reihen geordnet wurden. Auf diesen Spitzen wurde nun ein ausgedehnter Rost aus Balken, Flechtwerk und Erde bestehend, angebracht. Er wurde mit dem Lande durch eine transportable Brücke verbunden; auf diesem Roste errichtete man Häuser. So war man sicher vor den wilden Tieren und den oft noch schlimmeren Menschen. Man hat diese Pfahlbauten in den meisten Seen der sogenannten ebenen Schweiz gefunden.

Holz und Lehm, die bisherigen Baumaterialien, haben der Entwicklung der Baukunst keinen starken Vor Schub geleistet. Stein ist das beste Baumaterial der Welt. Der mit Quadern arbeitende Baumeister verließ schon bald die einfachen Formen, um nicht nur zweckmäßig, sondern auch „stilgemäß“ zu bauen.

Die eigentliche Baukunst beginnt mit den Pyramiden in Ägypten und Babylon. Die ältesten dieser Monumentalbauten sind Grabhügel. Die Könige dieses Volkes bauten sich bei Lebzeiten als Wohnung, nach dem Tode ein Grab so groß und herrlich ausgeführt, wie es ihrer Macht entsprach. Die Pyramiden sind im großen Maßstabe genau gebaut wie das Hünengrab. Der einzige Unterschied zwischen dem nordischen Hünengrab und der Pyramide besteht in der Größe und in ihrer regelmäßigen Form. Nicht nur in Ägypten, auch in Vorderasien wurden im Altertum Pyramiden gebaut. So in dem am Euphrat gelegenen Babel mit dem sogenannten „Babylonischen Turm“. Dieses Bauwerk war nichts anderes, als eine kolossale, sehr breite und lange Pyramide, welche aus sieben senkrechten und steil übereinander aufragenden bunten Stufen von 22 bis 28 Meter Höhe bestand. An den Seiten der Stufen führte eine Treppe von Terrasse zu Terrasse bis zu der großen obersten Plattform hinauf. Dort oben stand, die Pyramide krönend, ein Tempel. Die babylonische Stufenpyramide war das höchste Gebäude der alten Welt. Derartige Pyramidenbauten findet man, wenn auch in bescheidenerer Größe, in allen Ländern der Welt, auch bei den alten Völkern in Mexiko. Immer aber wurden diese Gebäude nur in solchen Zeiten errichtet, welche den unmittelbaren Uebergang der Menschheit aus der Wildheit zu den ersten Triumpfen der Kultur bildeten.

So lernten die Menschen das Bauen. Aus Höhlen und Hürden wurden Häuser und Monumentalbauten auf dem Wege langsamer Entwicklung, den die Menschheit auch in der Baukunst durchgemacht hat.

Landgrebe